

Das Fleckenzeichen von Ilsfeld

Varianten auf Grenzsteinen

Karl Erwin Fuchs

Das Gebiet südlich Heilbronn zwischen Neckar und den Löwensteiner Bergen ist altes Siedlungsgebiet. Es liegen dort jungsteinzeitliche Grabhügel wie auch die Fundamente römischer Gutshöfe. Im dritten Jahrhundert treten die Alemannen auf, zweieinhalb Jahrhunderte später die Franken.

Das Land an der Schotzach war altes Königsgut und gehörte zum Königshof Lauffen. Der große Fronhof Ilsfeld, Mittelpunkt des fränkischen Schotzachgau, wird 1102 erwähnt, als Kaiser Heinrich IV. den Hof dem Hochstift Speyer schenkte. 55 Jahre später jedoch wurde der Hof durch den Hohenstaufenkönig Konrad II. zurückgeholt.

Ein Ortsadel von Ilsfeld wird mehrmals erwähnt, einige Angehörige werden in Verbindung mit den Markgrafen von Baden urkundlich aufgeführt. Als Eberhard der Erlauchte von Württemberg um 1283 Irmgard, die Tochter des Markgrafen Rudolf I., heiratete, schenkte Eberhard ihr den Fronhof zu Ilsfeld als Morgengabe. Vermutlich hatte er den Besitz zuvor käuflich erworben. Mit Irmgards Billigung wurde 15 Jahre später der Fronhof, auch Gültpfalz, hof genannt, gegen einen Besitz der Johanniter auf der Schwäbischen Alb getauscht. Das Haus Württemberg behielt jedoch in der Markung Ilsfeld einige Äcker und Weinberge und vor allem die Oberhoheit über den Ort.

In fränkischer Zeit entstanden die Vorwerke Ost-

heim und Westheim, aus denen sich Auenstein und Neckarwestheim entwickelten. Mehrere Siedlungen, die um Ilsfeld lagen, sind vermutlich im 14. Jahrhundert im Ort aufgegangen, so daß eine Großmark entstand. Die Markung betrug bis zur Gebietsreform mehr als 1700 ha, war also weit größer als die Markungen der umliegenden Dörfer mit ihren 600 bis 900 ha Bodenfläche. Aussiedlerhöfe waren Wüstenhausen, das bis vor kurzem noch zu Ilsfeld gehörte, und der Ort Schotzach, der sich im 15. oder 16. Jahrhundert weitgehend selbständig machen konnte und erst neuerdings bei der Gebietsreform wieder zu Ilsfeld geschlagen wurde.

Der Flecken Ilsfeld, der durch Mauern und Türme befestigt war, brannte im Dreißigjährigen Krieg ab, danach nochmals 1904 und am Ende des Zweiten Weltkriegs. Als Fleckenzeichen führt die Gemeinde einen Baum, der vermutlich die Gerichtslinde zum Vorbild hat. Auf dem Dorfsiegel von 1468 ist ein Laubbaum in einen Schild gesetzt, darüber steht das Hirschgeweih als Zeichen der württembergischen Herrschaft. Sämtliche Marksteine von Ilsfeld tragen das Fleckenzeichen, vom ältesten bekannten von 1599 bis zum jüngsten datierten von 1853. Spätere Steine führen lediglich die Bezeichnung MI – Markung Ilsfeld.

Die früher üblichen Flächengrenzen Wald, Sumpf oder Ödland wurden im ausgehenden Mittelalter

Abb. 1: Baumhöhe 21 cm, vermutlich 16. Jahrhundert



Abb. 2: Baumhöhe 35 cm, vermutlich 16. Jahrhundert



aufgegeben, weil durch meist langanhaltende Streitigkeiten über Besitz- und Nutzungsrechte genau festgelegte Grenzlinien notwendig geworden waren. Bäume und Pfähle als Grenzmarken standen auch an der Ilfelder Grenze, wie dies immer wieder in alten Protokollen und Berichten erwähnt wird. Bald ging man dazu über, die Grenzen dauerhafter zu kennzeichnen, Mitte des 16. Jahrhunderts war zumindest ein Teil der Ilfelder Grenze versteint. Ein Hinweis auf einen frühen Grenzstein dieser Gemarkung findet sich im Altwürttembergischen Forstkartenwerk 1680–1687 von Andreas Kieser.¹ Hier ist auf einer Grenzlinie am Stubenwald ein Grenzstein eingezeichnet, dazu ein Baum und die Jahreszahl 1554.

Abgegangene oder beschädigte Marksteine sind stets durch neue ersetzt worden. Mehrfach findet man Steine mit derselben Baumdarstellung an verschiedenen Grenzabschnitten; sie sind gleichzeitig in Auftrag gegeben worden und tragen dieselbe Jahreszahl.

In den vergangenen zwei Jahren wurden die noch erreichbaren Grenzsteine der Ilfelder Markung erfaßt und eine Anzahl davon fotografiert. Insgesamt konnten 30 verschieden bearbeitete Fleckenzeichen festgestellt werden. Die Vielfalt in der Darstellung des Baummotivs ist beachtlich, obwohl die noch vorhandenen nur einen Teil der Steine darstellen, die noch vor 40 Jahren an der Markungsgrenze anzutreffen waren. Aus der Feldflur sind fast alle Steine verschwunden. Nur in den Wäldern nördlich und südlich der Ortschaft haben sich die Steine, die

meist unscheinbar und vermoost sind, erhalten. Sie stehen heute unter Denkmalschutz.

Nach den Baumdarstellungen, die anfänglich stark stilisiert waren, zu schließen, ist das Zeichen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Laubbaum aufgefaßt worden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, besonders aber im 19. Jahrhundert, tritt der Nadelbaum als Fleckenzeichen auf Grenzsteinen auf. Das neu bearbeitete Dorfzeichen von Ilfeld zeigt jedoch wieder einen Laubbaum.



Aus der Anzahl der Fleckenzeichen wurden acht ausgewählt, die hier näher betrachtet werden sollen, wobei das Hirschgeweih, das auf fast allen Steinen über dem Baum angebracht ist, nicht berücksichtigt wurde.

Die ältesten Steine der Ilfelder Grenze stammen vermutlich aus dem 16. Jahrhundert. Der Baum in Abbildung 1 trägt auf kurzem Stamm eine breit ausladende Krone, die leuchterartig nach oben gebogenen blattlosen Äste sind regelmäßig angeordnet. Die Ausbildung des Baumwipfels ist wegen der Verwitterung nicht mehr zu erkennen. In der Krümmung der vier Wurzeln, von denen die beiden mittleren beschädigt sind, spiegelt sich die Krone in verkleinerter Form wider.

Abb. 3: Baumhöhe 18 cm, von 1717



Abb. 4: Baumhöhe 29 cm, von 1778



Das Zeichen ist durch Einhauen der Konturen und anschließendes Abrunden von Stamm, Ästen und Wurzeln als leicht vertieftes Relief gearbeitet; der obere Teil des Grenzsteins wurde vor einiger Zeit weiß angestrichen, um ihn im Wald leichter erkennen zu können. Durch die tief herabreichende Krone und den dadurch bedingten kurzen Stamm entspricht dieser Baum am ehesten der Form einer Linde. Die Struktur der Äste, die eigenartige Ausbildung der Wurzeln und die Symmetrie geben der Darstellung einen ausgeprägten Markencharakter. Die dicht aneinandergereihten Äste sind auch auf



einem Grenzstein zu beobachten, der im Rheinland nach 1662 gesetzt wurde.² Der folgende Stein (Abb. 2) dürfte vermutlich gleich alt sein wie der vorige. Gerade Äste begleiten den größten Teil des Stammes, sie sind gleich lang und füllen den Stein seitlich bis zum Rand. Die kurzen oberen Äste folgen der Rundung des Steinkopfes.

Der Raum zwischen den Ästen ist durch einzeln abgesetzte Schläge gekörnt, die dadurch erzielte Punktierung erweckt die Vorstellung von Blättern. Der obere Teil des Baums ist frei gehauen, die Äste, links sechs, rechts neun, verlaufen nicht parallel. Auf der linken Seite sind sie steiler gestellt als auf der rechten Seite. Das läßt darauf schließen, daß der Baum auf dem geglätteten Stein vom Steinmetzen

nur andeutungsweise vorskizziert wurde. Der Wurzelstock ist im Verhältnis zur mächtigen Krone sehr klein gehalten und streng stilisiert. Stamm und Wurzeln sind durch Tieflegen der sie unmittelbar umgebenden Steinfläche herausgearbeitet und reliefartig behandelt. Beachtlich ist auch die Größe des Zeichens.

Von ganz anderer Art sind die Fleckenzeichen, bei denen die Krone durch Einzeldarstellung von Blättern gebildet wird. So setzen bei Abbildung 3 sieben langgezogene Blätter direkt am Stamm an. Der verhältnismäßig hohe Stamm wächst aus einem Wurzelstock, der fremd und unbeholfen wirkt und nicht recht zur Krone passen will. Stamm und Baumkrone sind durch Tieflegen des unmittelbar hinter dem Baum liegenden Grundes hervorgehoben, dieses Umfeld wurde vor einer Reihe von Jahren geteert. Der Darstellung vergleichbar ist ein Lebensbaum am Dachgesims der Martinskirche in Plieningen bei Stuttgart, der ähnliche stilistische Merkmale aufweist; er stammt bereits aus dem 12. Jahrhundert.³



Naturalistisch aufgefaßt ist in Abbildung 4 der Stamm des Baumes mit einigen kurzen Ästen, die mit wenigen großen Blättern besetzt sind. Das Wurzelwerk beschränkt sich auf drei Wurzeln. Das Zei-

Abb. 5: Baumhöhe 22 cm, von 1742



Abb. 6: Baumhöhe 21 cm, von 1777



chen ist als Relief gearbeitet und steht geglättet auf gespitztem Feld.

Diese Art der Darstellung eines Laubbaumes ist häufiger zu beobachten. Der nebenstehende Vergleich stammt von einer Spielkarte des 15. Jahrhunderts aus dem süddeutsch-österreichischen Raum.⁴



Deutlich ist auch die gleiche schematische Darstellung der Wurzeln wie bei dem Fleckenzeichen erkennbar.

Im Gegensatz zu den vorigen Darstellungen stehen die Bäume der Abbildungen 5 und 6. Bei diesen Bäumen wird die Krone nicht durch die Summierung von Ästen oder Blättern gebildet, vielmehr wird der optische Gesamteindruck einer Krone wiedergegeben ohne Berücksichtigung ihrer Bestandteile, der Baum ist mehr Sinnbild als Abbild. Die Freude an barocken Schmuckformen ist offensichtlich, die ornamentale Wirkung der eingerollten jungen Farnwedel scheint auf den Baum übertragen worden zu sein, sie ist vor allem bei der Abbildung 5 sehr stark ausgeprägt. Tief aus der Mitte des Stammes wachsen links und rechts spiralig eingedrehte Wedel, zwischen denen einige einfache eingefügt sind. Kraftvoll austreichende Wurzeln erstrecken sich nach beiden Seiten, die beiden mittleren sind kurz gehalten. Das Zeichen ist in starkem Relief her-

ausgearbeitet und – wie auch der Untergrund – sorgsam geglättet.

Um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert wurden auf einem Relief in Schwärzloch bei Tübingen Bäume dargestellt, die gleiche spiralförmige Bewegung aufweisen.⁵



Ähnlich in der Auffassung ist der Baum auf der folgenden Abbildung, nur freier, lebhafter (Abb. 6).

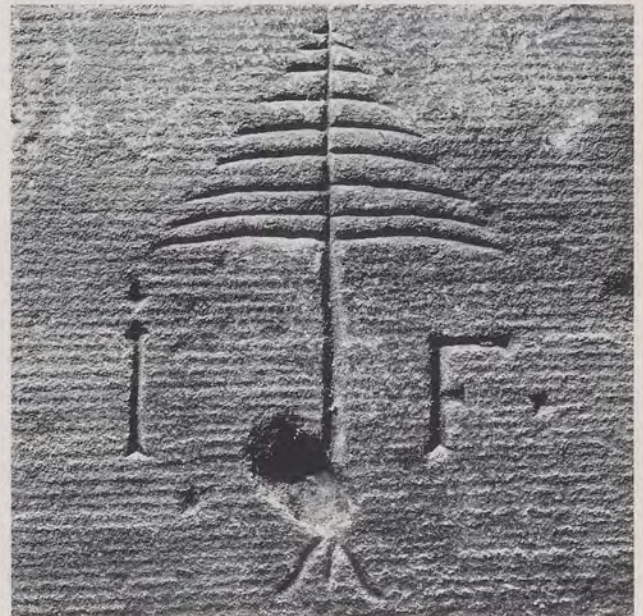
Der Stamm wird durch Linien begrenzt, die Krone durch leicht eingerollte seitliche Schwünge gebildet, deren verbreiterte Enden mit den Serifen der Buchstaben I und F übereinstimmen. Großer Wert wurde bei dieser Darstellung auf das Wurzelwerk gelegt, das in ebenso lebendiger Art, jedoch naturalistischer empfunden, mit der Krone korrespondiert. Das Zeichen, das linear in den Stein gehauen ist, läßt noch die Kohlestriche vermuten, mit denen der Baum auf die geglättete Steinfläche skizziert wurde. Der dadurch erzielte Gesamteindruck entspricht eher einer Zeichnung als einer Steinmetzarbeit.

1784 hat erstmals ein Steinhauer einen Nadelbaum als Ilsfelder Zeichen auf einigen neu zu setzenden Steinen angebracht (Abb. 7). Auf walzenförmigem Schaft sitzt die kegelförmige Krone mit gut gezeichneter Binnenstruktur. Die von der gedachten Mittelachse ausschwingenden Äste liegen dachziegelartig übereinander. Die deutlich ausgebildeten Wurzeln

Abb. 7: Baumhöhe 29 cm, von 1784



Abb. 8: Baumhöhe 27 cm, von 1810



sind mit einer Mittelkerbe versehen, wie sie oft bei Palmettenbändern in mittelalterlichen Kirchen zu beobachten ist. Das Feld, aus dem der Baum in kräftigem Relief herausgearbeitet ist, verwittert im oberen Teil bereits stark.

In der Folgezeit sind noch mehrmals Tannen oder Fichten auf den Grenzsteinen angebracht worden, so auch der Baum auf Abb. 8. Als einfache Linie bildet hier der Stamm die durchgehende Mittelachse, von der die hochangesetzten Äste etwa rechtwinklig abzweigen, leicht geschwungen die unteren, die oberen mehr bogenförmig. Sie bilden in der Gesamtform eine kegelförmige Krone mit breiter Basis. Drei kleine Wurzeln schließen den Stamm ab. Der Baum ist linear auf einer waagrecht scharrierten Steinfläche eingerillt, der obere Teil des Steins ist geweißt. Bedingt durch den hohen Stamm und die dünne Einkerbung der Linien wirkt der Baum kraftlos, die Äste sind schematisch, die Wurzeln kümmerlich. Ein deutlicher Qualitätsabfall gegenüber dem Nadelbaum Abb. 7 ist unverkennbar.

Ein Baum gliedert sich in Stamm, Krone und Wurzelwerk, wobei die Krone das augenfälligste Merkmal für die Baumgattung ist. Die naturalistische Wiedergabe einer Baumkrone ist in Stein kaum möglich, der Steinmetz ist deshalb genötigt zu abstrahieren. Er konzentriert sich dabei entweder auf die Hervorhebung von Einzelformen, die stellvertretend für Blattwerk und Äste stehen, oder er versucht – unter Verzicht auf Einzelheiten – den optischen Eindruck einer Baumkrone hervorzurufen. Der Zwang zur Abstraktion hat hier über die Jahrhunderte hinweg und unabhängig von Stilrichtungen immer wieder zu ähnlichen Lösungen geführt. Wie weit die Stilisierung getrieben wird, hängt nicht nur von der Begabung des Steinmetzen ab, sondern auch von der Größe der Darstellung und der Struktur des verwendeten Gesteins. Bei der Bearbeitung von Grenzsteinen spielten sicher auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle; denn mindestens bei einer Neuversteinung wurde eine ganze Reihe von Steinen benötigt, die eine nicht zu aufwendige Behandlung des Motivs nahelegten.

Dem Steinmetzen standen im wesentlichen zwei Techniken zur Verfügung, die lineare und die des Reliefs. Schon Mitte des 15. Jahrhunderts, als man vereinzelt begann, die Grenzen mit Steinen zu mar-

kieren, wurden die wichtigeren Steine als Relief ausgeführt, bei der überwiegenden Mehrzahl der Steine waren die Zeichen jedoch in einfacher Strichmanier eingehauen. Auffallend bei den Ilsfelder Steinen ist die Bevorzugung des aufwendigeren Reliefs im 18. Jahrhundert. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kehrte man zur einfachen Bearbeitung durch Einrillen zurück. Vergleiche mit Grenzsteinen aus anderen Landschaften zeigen eine parallele Entwicklung. Das Nachlassen in der Sorgfalt der Ausführung ist auffallend, ebenso der Verfall des Formempfindens, der mit einer gleichlaufenden Entwicklung in den übrigen Handwerkszweigen übereinstimmt.

Die Arbeitsweise der Ilsfelder Steinmetzen oder, wie sie in der Heilbronner Gegend um die Mitte des 18. Jahrhunderts genannt wurden, der Steinhauer, fußte auf handwerklicher Tradition. Die Zeichen, die sie geschaffen haben, spiegeln ihr Können und ihre unterschiedlichen Temperamente wider. Eine Reihe von Baumdarstellungen, die an den Ilsfelder Grenzen anzutreffen sind, können als Beispiele guter Steinbearbeitung gelten, andere wiederum sind kümmerliche Gebilde, die jedes Maß an Einfühlungsvermögen, aber auch an Können vermissen lassen.

Unter den in der Heraldik verwendeten Motiven kommen Bäume nicht eben häufig vor, sie treten daher auch auf Grenzsteinen nur vereinzelt auf. Das Ilsfelder Zeichen war deshalb ein ebenso seltenes wie dankbares Objekt, hier über einige Jahrhunderte hinweg zu verfolgen, wie dasselbe Motiv für denselben Zweck immer wieder neu aufgefaßt und variiert wurde.

Literaturhinweise und Quellen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Altwürttembergisches Forstkartenwerk, Forst Reichenberg, H 107, Band 96, Blatt 761 und 770
- 2 Teil einer Wappenfigur auf einem Güterstein des Peter Buschmann, Standort Rheinbreitbach, Haus Schwaben Heinrich Oster, Eigene Archivaufnahme
- 3 BOCK, EMIL: «Schwäbische Romanik», Stuttgart 1973, S. 76
- 4 HOFFMANN, DETLEF: «Die Welt der Spielkarte», München 1972, Abb. 32a
- 5 BOCK, EMIL: «Schwäbische Romanik», Stuttgart 1973, S. 277
Vgl. außerdem:
CONRAD, OTTO: «Die Entstehung der Großmark Ilsfeld», in: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein Heilbronn, Band 15 (1963), S. 122–141
Ders.: «Schotzach – Ein Weiler von Ilsfeld», in: Jahrbuch (wie zuvor), Band 28 (1976), S. 89–106